

spielsweise Italien, hingegen eine ungleichmäßigere als beispielsweise Deutschland. Der Vergleich mit dem Jahr 1982, der mit Hilfe der Schweizerischen Einkommens- und Vermögensstichprobe durchgeführt wurde, ergab, daß die Ungleichheit in der Schweiz zugenommen hat. Die Armutsbekämpfung erfolgte in der Schweiz bislang im Rahmen des föderalistisch aufgebauten Staatswesens mittels eines kom-

plexen, relativ gut ausgebauten sozialen Sicherungssystems. Soziale Sicherungssysteme sind an sich gut in der Lage, mit Ressourcenschwäche umzugehen; trotzdem gibt es in der Schweiz Armut. Deshalb empfiehlt die Studie besonders Maßnahmen, die geeignet erscheinen, die Lebensqualität bestimmter Bevölkerungsgruppen gezielt zu verbessern.

Rolf Weibel

„Weder Hexenjagd noch Bagatellisierung“

Fragen an den tschechischen Theologen Tomáš Halík

Unter dem Thema „Versöhnung: Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens“ tritt vom 23. bis 29. Juni in Graz die Zweite Europäische Ökumenische Versammlung zusammen. Acht Jahre nach der Wende wird dabei Bilanz gezogen in bezug auf die gesellschaftlichen und ökumenischen Einigungsprozesse im zwar nicht mehr geteilten, aber deswegen noch längst nicht versöhnten Europa. Über die Thematik von Graz sprachen wir mit dem tschechischen Soziologen und Theologen und Inhaber des Lehrstuhls für Religionswissenschaften an der Prager Karls-Universität, Tomáš Halík. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt.

HK: Herr Professor Halík, im Mittelpunkt der Beratungen auf der bevorstehenden Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz steht der Begriff der „Versöhnung“. Man wird mit diesem Begriff nicht zuletzt auf den inneren Zustand der ehemals kommunistisch beherrschten Länder in Mittel- und Osteuropa zielen. Mit welcher Berechtigung kann man in bezug auf diese Länder eigentlich von „unversöhnten Gesellschaften“ sprechen?

Halík: Mir scheint dies eine überaus treffende Bezeichnung zu sein. Die Unversöhntheit der Gesellschaft ist ein Aspekt der Entwicklung seit 1989. Innerhalb des Kommunismus hatten wir es mit einer „eingefrorenen“ Gesellschaft zu tun. Freiheit wurde unterdrückt, wichtige gesellschaftliche Prozesse kamen nicht zum Tragen. Bei der raschen Entwicklung der letzten Jahre sehen wir nun, daß Freiheit nicht nur ein leerer Raum ist, sondern eine Herausforderung. Bestimmte Folgen des Kommunismus werden jetzt erst sichtbar. Die sozialen, ethnischen Konflikte und Spannungen in den postkommunistischen Ländern heute werden gerne – so auch im Vorbereitungsdokument zur Grazer Versammlung – als etwas Neues angesehen. Dabei liegen die Wurzeln dafür in der Zeit des Kommunismus. Uns fehlt bis heute eine gründliche Analyse darüber, was dieser Kommunismus eigentlich war.

HK: Auffällig ist aber, daß von der Unversöhntheit dieser Gesellschaft ausgerechnet zu einem Zeitpunkt gesprochen

wird, zu dem staatliche Gängelung und Unterdrückung der Vergangenheit angehören. Im Vergleich zur Situation vor 1989 hätten die „postkommunistischen“ Gesellschaften doch allen Grund, mit sich versöhnt zu sein.

Halík: Von westlicher Seite wurde dies gerne recht einseitig gesehen. Wenn Besucher aus dem Westen hierher kamen, erkundigten sie sich nach der Zahl der Insassen von Gefängnissen u. ä. So bedeutsam dies auch war, das Wichtigste war es nicht. Das Wichtigste war eine bestimmte Atmosphäre und ein Menschentypus, der sich in dieser Atmosphäre ohne Freiheit des Geistes entwickelte. Der Staat verstand sich wie der große Vater: er sorgte für alles. Die Menschen wurden bestenfalls wie Kinder behandelt, im Grunde wurden sie unmündig gehalten. Einige haben am Kampf gegen den Totalitarismus teilgenommen. Ansonsten aber herrschte ein ungeschriebener Pakt zwischen den Herrschern und den Beherrschten. Dies bedeutete: der Staat kümmerte sich um vieles, soziales Elend herrschte nicht, man verfügte über eine gewisse soziale Sicherheit. Die Bürger brauchten die Angelegenheiten der Zivilgesellschaft nicht in die eigenen Hände nehmen.

HK: Was können jetzt nach der „Wende“ unter dem Stichwort „Versöhnung“ die christlichen Kirchen anstoßen, das bisher nicht schon von anderen gesellschaftlichen Kräften getan wird?

Halík: Eine Versöhnung im christlichen Sinne würde einen

tiefen geistlichen Prozeß bedeuten. Dieser hält sich gleichermaßen fern von zwei Extremen, die man beide meiden sollte: Das eine ist die Hexenjagd, der Geist der Rache, das andere die Bagatellisierung der Schuld. Wir haben eine Bagatellisierung der Schuld erlebt. Man gab sich zufrieden darüber, daß die Revolution bei uns so sanft verlief. Die Revolution war ein Volksfest, mit Humor und Kreativität. Die Kommunisten verschwanden so unbegreiflich schnell von der Macht – das war wie ein Wunder. Aber es war vielleicht auch zu leicht.

„Es fehlt ein symbolischer Akt, eine Verurteilung des Kommunismus“

HK: Aber Sie können doch nicht ernsthaft bedauern, daß es in der damaligen ČSSR – anders als etwa in Rumänien – nicht zu Gewalt gekommen ist, zu Ausschreitungen oder was sonst in vergleichbaren Situationen passieren kann.

Halík: Natürlich war es gut, daß diese Revolution keine jakobinische Phase kannte. Unser Problem besteht aber nun darin, daß es zum anderen Extrem kam: Schuld wurde verschwiegen, tabuisiert. Niemand ist persönlich schuldig und damit letztlich keiner. Es fehlt ein symbolischer Akt, eine Verurteilung des Kommunismus, wie es die Nürnberger Prozesse nach Ende des Zweiten Weltkrieges waren.

HK: Unter dem Begriff der Versöhnung scheint nun aber auch nicht ausgeschlossen zu sein, daß man Schuld verharmlost, sich in fromme Formeln flüchtet. Gerade die Vorbereitung von Graz zeugt von entsprechenden Befürchtungen.

Halík: Vergebung bedeutet dem christlichen Verständnis nach gerade nicht die Bagatellisierung der Schuld. Christliche Vergebung ist ein Prozeß der Benennung der Schuld, des Bekenntnisses zur Schuld. Zu diesem Prozeß der inneren Verwandlung gehört die Buße. Der Schuldig-Gewordene braucht die anderen zur Annahme, zum Geduld-Haben. Nach einem solchen Prozeß kann der Schuldig-Gewordene besser leben als derjenige, der sich oberflächlich durchwurstelt.

HK: Kann man andererseits die Menschen nicht auch verstehen, wenn ihnen die Bearbeitung der Vergangenheit im Rahmen individueller Schuld und Vergebung Angst macht? Besteht nicht auch hier die Gefahr, daß man der gesellschaftlichen Dimension dieser Vorgänge nicht ausreichend gerecht wird?

Halík: Diese Schuld kann man, das ist richtig, nicht nur einzelnen Personen individuell zuweisen, sie ist eine Sache der ganzen Gesellschaft. Die Befreiungstheologie – aber auch der Papst bei seinem letzten Besuch hier in Prag – spricht von der „sozialen Sünde“, von den gesellschaftlichen Strukturen der Sünde. Das trifft genau auch die Situation des kommunistischen Systems. Viele Leute waren mal mehr, mal weniger beteiligt.

HK: Mit anderen Worten: Versöhnung würde bedeuten, sich mit einer Vergangenheit konfrontieren, in der man weniger Opfer war, als man heute wahrhaben will.

Halík: So ist es. Hier fehlt eine nüchterne Analyse. Der Kommunismus war nicht nur etwas von außen Aufgezwungenes. Für den totalitären Staat brauchte es auch bestimmte Voraussetzungen in der Gesellschaft. In einem totalitären System leben einige Leute durchaus zufrieden. Für manche ist es leichter, in einem Staat voller manipulativer Fürsorglichkeit als in Freiheit zu leben und so keine anspruchsvolle Verantwortung zu übernehmen zu müssen. Das ist genau das Thema der postkommunistischen Gesellschaft: Was heißt es, in Freiheit zu leben? Freiheit ist nicht nur ein leerer Raum, in dem man machen kann, was man will. Wie der Papst es ja auch in „Centesimus annus“ sagt: Es gibt so etwas wie eine „Ökologie der Freiheit“. Eine freie Gesellschaft braucht eine Atmosphäre von Werten.

HK: Sind die postkommunistischen Gesellschaften vielleicht auch deshalb so „unversöhnt“, weil die Bürger noch kein rechtes Verhältnis zu ihren Vertretern, den Politikern, ja zum neuen demokratischen System insgesamt gewonnen haben?

Halík: Das mag durchaus eine Rolle spielen. Auch hier dürfte die Kontinuität über die Wende von 1989 hinaus größer sein, als man gerade im Westen für möglich hält. Hierzulande hat man sich daran gewöhnt, daß die Herrscher immer Fremde waren. In dieser Lage war es immer leicht zu sagen: „die da oben“. Diese Haltung überlebt in gewissen Schichten der Bevölkerung. Für diese Leute sind immer „die da oben“ schuld, ob es nun Kommunisten oder Demokraten sind. Man sieht sich selbst auch weiterhin als „Opfer“ fremder Herren. Ein Gefühl der Solidarität innerhalb der Bevölkerung ist gering ausgeprägt.

HK: Im Fall der ehemaligen DDR hält sich in dem Zusammenhang vielfach die Ansicht, man habe seinerzeit solidarischer gelebt und gehandelt, als dies heute geschieht.

Halík: In praktischen Dingen, in der Nische des privaten Lebens mag man so gehandelt haben. Die allgemeine Atmosphäre war jedoch „verspitzt“. Auch auf dem Privatleben lastete ein erheblicher Druck. Frauen mußten aus wirtschaftlichen Gründen außerhäuslich arbeiten; das Familienleben wurde dadurch beschädigt. In den christlichen Familien war dies dagegen in vielen Fällen vorbildlich. Eine gewisse Solidarität war typisch für die christlichen Kreise. Hier bestand eine eigene Kultur. Auch im Dissidentenmilieu bestand ein starkes Gefühl der Solidarität. Dies waren in gewisser Weise Inseln der Freiheit – und Inseln der Solidarität. Diese Leute standen immer in einem bewußten Konflikt mit dem Regime.

HK: In wirtschaftlicher Hinsicht steht das heutige Tschechien im Vergleich zu anderen postkommunistischen Staaten gut da. Inwieweit trägt die wirtschaftliche Lage dennoch auch zur Unversöhntheit der Gesellschaft bei?

Halík: Auch die ökonomische Demokratie hat moralische Voraussetzungen. Die Änderungen der wirtschaftlichen Strukturen waren leicht herbeizuführen. Man hatte gute Wirtschaftsfachleute. Aus der Zeit der Ersten Republik gab es noch die Traditionen einer hochentwickelten Wirtschaft. Die Tschechoslowakei war bereits vor dem Kommunismus ein im ökonomischen wie im demokratischen Sinne hochentwickeltes Land. Darauf sind die Tschechen stolz. Daran kann man heute anknüpfen. In Rußland fehlt dies. Was dagegen bei uns fehlt, ist die moralische Dimension. Die Kriminalität auf wirtschaftlichem Gebiet ist schwierig in den Griff zu bekommen. Das beeinflusst die ganze Atmosphäre. Es fehlt eine entsprechende Rechtskultur. Das scheint mir ein Schlüssel für die gesamte gesellschaftliche Entwicklung zu sein. Die Menschen fühlen sich ohnmächtig gegenüber diesen Erscheinungen. Große Geldmengen sind verschwunden, und keiner weiß, wer dafür verantwortlich ist. Die Verantwortlichen werden nicht entsprechend bestraft. Dies vergiftet das gesamte Klima. Es fehlt an Vertrauen in die neue Demokratie. Am Anfang war die Euphorie angesichts der neu gewonnenen Freiheit sehr groß. Jetzt aber ist der Skeptizismus, die Ernüchterung eine reale Gefahr.

„Von der gesellschaftlichen Dimension des Lebens haben wir uns entfremdet“

HK: Der frühere Ost-West-Gegensatz ist in sich zusammengefallen. Zugleich scheint ein neuer Ost-West-Gegensatz aufzubrechen, gerade auch in manchen kirchlichen Milieus. Wie konnte es dazu kommen?

Halík: Mich ärgert dieses Phänomen außerordentlich. Während der kommunistischen Ära war es für uns immer ein Traum, wieder Teil des westlichen Kulturraums zu sein. Die marxistische Phraseologie über den verdorbenen Westen, über gefährliche westliche Einflüsse habe ich noch im Ohr. Wenn ich dasselbe nun heute von kirchlicher Seite höre, kann ich nicht anders, als energisch dagegen zu protestieren. Wir Tschechen sind integraler Teil der westlichen Kultur. Gegenüber der Sichtweise von den angeblich andersgearteten slawischen Welten bin ich sehr skeptisch. Wir sprechen die slawische Sprache, aber von der Mentalität her, den Wurzeln unserer Kultur, der Grundstimmung gehören wir zum Westen.

HK: Und wo ziehen Sie da nach Osten die Grenze? In der Phase des Umbruchs nach 1989 hat das Bild von Europa mit den zwei Lungen eine gewisse Rolle gespielt. Gibt dies Bild die Verhältnisse richtig wieder?

Halík: Gegenüber der Vision vom Europa, das mit zwei Lungen atmet, bin ich gleichfalls skeptisch. Bei der Bewältigung des Verfalls des Kommunismus hat diese Idee geholfen. Aber inzwischen frage ich mich, ob der wirkliche Osten Europas, etwa die ehemalige Sowjetunion, sich tatsächlich demokratisieren lassen. Dort haben wir es mit einer anderen

Kultur zu tun. In der russischen Kultur zeigen sich hier und da masochistische Züge. Das ist eine Versuchung, die auch Ursache für eine gewisse Arroganz sein kann. Gegenwärtig erleben wir diese Arroganz vor allem bei der Debatte über den Eintritt der Tschechischen Republik, Polens und Ungarns in die NATO. Nicht alle Länder des ehemaligen Ostblocks verfügen über die Voraussetzungen, Teil des demokratischen Europas zu sein.

HK: Wie können westeuropäische Länder helfen, daß die Vorbehalte in bestimmten kirchlichen Kreisen dem Westen gegenüber abgebaut werden?

Halík: Man sollte sich vor allem fernhalten von zwei Grundpositionen, mit denen sich Besucher aus dem Westen immer wieder präsentieren. Konservative Leute kommen mit der Vorstellung zu uns, hier lebe die Kirche der Vergangenheit – so wie im Märchen von dem schlafenden Dornröschen, das die vielen Jahre verschief und danach, durch einen Kuß wiederbelebt, erneut aufblüht. Die Kirche habe 40, 50 Jahre verschlafen; jetzt solle sie in ihrer ganzen vorkonziliaren Schönheit neu erstehen. Die Kirche der Märtyrer soll nun dem Westen den Weg zeigen. Diese Vorstellung ist nicht nur eine naive Selbsttäuschung, sondern obendrein auch sehr gefährlich.

HK: Und die andere Vorstellung?

Halík: Progressive Kreise machen auf mich zuweilen den Eindruck, als seien sie durch ihre eigenen Probleme verblendet. Die Verhältnisse hier sieht man nur durch die eigene Optik. Die hochentwickelten mündigen Christen des Westens begegnen jetzt dem verspäteten, unmündig und vorkonziliar gebliebenen Christentum im Osten. Als ich mich als junger Konvertit 1967 in den Niederlanden aufhielt, bedeutete diese Haltung für mich geradezu einen kulturellen Schock. Für gefährlich halte ich diese Haltung deshalb, weil postkommunistische Christen schon aus verständlichem Stolz heraus die Gegenposition einnehmen und sich mit fundamentalistischen Tendenzen identifizieren.

„Im Osten war und ist man konsumistischer eingestellt als im Westen“

HK: Gemeinsam ist beiden Haltungen, daß sie die Verhältnisse in den Ortskirchen Mittel- und Osteuropas ganz aus westeuropäischer Sicht und Interessenlage beurteilen.

Halík: Für mich sind beide Haltungen letztlich narzißtischer Art. Man nimmt den anderen, in diesem Fall also die Christen in den postkommunistischen Ländern, nicht wirklich als Partner ernst, mit der Tendenz, daß man im anderen nur das akzeptiert, was die eigenen Züge und Träume widerspiegelt.

HK: Nun ist aber doch nicht zu bestreiten, daß das Konzil stark von westeuropäischen Bischöfen geprägt wurde...

Halík: Richtig. Nur ist bei uns die Entwicklung auch nicht

stehengeblieben. Priester wie *Josef Zvěřina* haben in der Zeit der Verfolgung Ähnliches durchlebt wie das Zweite Vatikanische Konzil. Die Zeit des Kommunismus wurde wie eine Zeit der Reinigung der Kirche erlebt, der Buße und der inneren Verwandlung. Eine Kirche in Freiheit, so hieß es auch bei uns, müsse eine andere, erneuerte Kirche sein. Gerade im Gefängnis dachten diese Leute darüber nach, was das Wichtigste ist: nicht der Triumphalismus, sondern Tiefe und Authentizität. Der Glaube braucht mehr Substanz. Dort haben sie auch einen praktischen Ökumenismus erlebt. In Gefängnis und Konzentrationslager erlebten sie andersdenkende Leute, evangelische Christen. Man hat gesehen: Wir sind uns nicht so fern. Vereinfachung und Vertiefung der Kirche, Ökumenismus, Dialog mit der heutigen Kultur – all das war das innere Anliegen dieser Menschen. Als die Teilnehmer des Konzils zurückkamen, sagten sie: Das ist das, was auch wir erbeten und erlebt haben.

HK: Was ist unterdessen aus diesen Ansätzen geworden?

Halík: Einige von diesen Leuten sind gestorben, und ihre Impulse werden überlagert vom Pragmatismus der Kirche. Ich selbst habe die Möglichkeiten einer Entwicklung in diese Richtung überbewertet. Alles in allem muß man eben doch sagen, daß solche Gedanken im engen Milieu von Leuten wie *Zvěřina* lebendig waren. Ich hielt sie für typisch für die Kirche in der Tschechoslowakei. Die Mehrheit der Priester ist jedoch anders eingestellt. Sie hat sich an ein Modell der Kirche gewöhnt, das ihnen vom Kommunismus aufgezwungen wurde. Dieses Modell verinnerlichte sie als normal. Zusammenarbeit mit Laien scheute man. Die Kirche hierzulande ist bis heute, Kardinal *Vlk* bedauert dies immer wieder, eine zu klerikale Kirche.

HK: In der kirchlichen Kritik in den postkommunistischen Staaten wird der Westen gerne als „konsumistisch“ angeprangert. Sehen Sie das auch so?

Halík: Ich bin entschieden dagegen, den Westen als konsumistisch zu verteufeln. Im Osten herrscht und herrschte mehr konsumistische Mentalität als im Westen. Eine aufgezwungene Armut ist etwas anderes als die Tugend der Armut im Geiste. Jetzt müssen wir diese Tugend zeigen. Jetzt ist eine Zeit der Prüfung. In den postkommunistischen Ländern ist man im Grunde in wirtschaftlichen Dingen verblender als im Westen. Die Menschen in Westeuropa haben uns in dieser Hinsicht mancherlei Erfahrung voraus. Die Gefahr des Konsumismus ist im Osten größer als im Westen. Das ist *unser* Problem und nicht eines, das wir aus dem Westen importieren.

HK: Dient die kirchliche Distanzierung von allem Westlichen nicht mehr der eigenen Identitätsbildung, als daß eine wirkliche Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten unternommen würde?

Halík: Diesen Eindruck kann man durchaus gewinnen. Besonders für die Kirche in Polen dürfte hier eine Gefahr liegen, aber auch für die in Tschechien: Sie war gewohnt, eine

Bastion gegen die Feinde im Kommunismus zu sein. Einige Leute in der Kirche sind offenbar nicht imstande, ohne einen klaren Feind zu leben. Und so sagen sie: Der alte Feind, der Kommunismus, ist tot, aber der neue Feind, der Liberalismus, ist lebendig. Eine solche Haltung finde ich in hohem Maße problematisch. Der Liberalismus könnte ein Partner sein. Auf bestimmten Gebieten könnte man mitarbeiten, auf anderen Gebieten muß man kritischer sein, aber der Dialog ist möglich.

HK: Wie steht es angesichts der neuen gesellschaftlichen Verhältnisse um die ökumenische Zusammenarbeit? Inwieweit kann man heute auf dem aufbauen, was in der Zeit vor 1989 gewachsen ist?

Halík: Die Zeit des Kommunismus war für die Tschechoslowakei zugleich die Zeit eines praktischen Ökumenismus, und zwar aus dem Gefühl heraus, einen gemeinsamen Feind zu haben. Der Kommunismus hatte eine große Angst vor dem Ökumenismus. Man sah in diesen Bestrebungen immer so etwas wie eine Verschwörung gegenüber dem Kommunismus. Unter dem ideologischen Druck lebte man eine gewisse Solidarität.

„Zu wenig sensible Katholiken und übersensible Protestanten“

HK: Und was ist, seitdem dieser ideologische Druck von außen nicht mehr vorhanden ist?

Halík: Diese spontane Ökumene ohne tiefere theologische Reflexion reicht auf die Dauer nicht. Ein bloß negativer Ökumenismus angesichts eines übermächtigen Feindes ist zu wenig, wir brauchen einen positiven Ökumenismus, ein Verständnis von dem, was uns wirklich gemeinsam ist.

HK: Was hat sich konkret in den ökumenischen Kontakten im Vergleich zur Zeit vor 1989 verändert?

Halík: Spannungen auf ökumenischem Gebiet sind unübersehbar. Schon beim ersten Papstbesuch im April 1980 war dies zu spüren. Der Besuch war ein großes Fest der Freiheit. Aber schon damals bestand bei Vertretern der evangelischen Kirchen eine gewisse Ängstlichkeit, ob der Katholizismus nicht zu stark werden könnte. Die Sympathie, die damals dem Katholizismus entgegenschlug, hatte auch damit zu tun, daß dieser gegenüber dem Kommunismus mutiger aufgetreten war als die evangelischen Kirchen. Ihren Status hatten die protestantischen Kirchen mit mehr Kompromissen mit dem Staat bezahlt. Dissidenten gab es zwar in der evangelischen wie der katholischen Kirche. Aber die katholische Kirche besaß mit Kardinal *Tomášek* auf höchster Ebene ein Symbol des Widerstands gegenüber dem Kommunismus. Weit über die katholische Kirche hinaus genoß er als solcher Achtung.

HK: Die Kanonisierung von Johannes Sarkander, eines Ver-

tretern der Gegenreformation, im Rahmen des zweiten Papstbesuches 1995 wurde weit über Tschechien hinaus registriert. Sind bei Vorgängen dieser Art nicht Mißverständnisse ökumenischer Art vorprogrammiert?

Halík: Das war sicherlich eine große Prüfung für die ökumenische Gesinnung. Beide Seiten waren dieser Herausforderung nicht gewachsen. Ein Bischof sagte damals treffend: Wir Katholiken waren zu wenig sensibel gegenüber dem Protestantismus und die Protestanten waren übersensibel. In den protestantischen Kreisen bestand der Eindruck, mit Hilfe dieser Kanonisierung wolle der Katholizismus wieder einen gegenreformatorischen Geist entwickeln. Diese Absicht hatte niemand, weder der Papst noch die Bischöfe. Für die mährischen Priester war Sarkander ein Symbol eines Mannes, der – vor der Periode der Rekatholisierung – vom Staat bestraft wurde. Mit Antiökumenismus hat dies nichts zu tun. Wir sollten aber lernen, solche Vorgänge mit den Augen der anderen Seite zu sehen.

HK: Welchen Stellenwert haben in diesem Zusammenhang regionale Unterschiede innerhalb Tschechiens?

Halík: In Mähren, einem Land mit starker volkskirchlicher Tradition, die in Böhmen so nicht mehr existiert, herrscht weniger Sensibilität gegenüber Menschen außerhalb der katholischen Kirche, sowohl was die evangelischen Christen angeht als auch die Bürgergesellschaft.

HK: Für Irritationen hat in der Vergangenheit der Einsatz der katholischen Kirche für das gesorgt, was man gerne eine „neue Evangelisierung“ nennt. Wie steht es heute um die Angst vor möglichen Rekatholisierungsversuchen?

Halík: Es muß klar sein, daß es bei diesem Begriff nicht um Rekatholisierung geht, sondern um eine Inkulturation des Evangeliums innerhalb eines breiten ökumenischen Kontextes. Katholizität darf nicht auf den Katholizismus reduziert werden.

HK: Inwieweit läßt sich so etwas wie eine Rekonfessionalisierung feststellen?

Halík: Von Rekonfessionalisierung kann keine Rede sein, dafür fehlen uns schon rein äußerlich die Kräfte. In bestimmten Teilen Mährens gibt es zwar fundamentalistische Tendenzen und Bestrebungen im Sinne eines bestimmten kirchlichen Triumphalismus, Kritik am Ökumenismus und an der Jan-Hus-Rehabilitation. Im Fall Sarkanders hat der Papst aber deutlich gemacht: Auf beiden Seiten hat es Opfer gegeben. Wir müssen die Opfer beider Seiten achten. Alle, denen Unrecht geschehen ist, bat der Papst um Entschuldigung. Diese Position bekräftigte er bei seinem jüngsten Besuch. Diese Haltung hat sich auf ökumenischem Gebiet positiv ausgewirkt. Aber was die ältere Generation angeht, muß man auf eine Veränderung der Mentalitäten hinarbeiten. Die theologischen Impulse zum Ökumenismus müssen von der Basis rezipiert werden. Die wirklich entscheidenden Grenzen sind nicht die Grenzen zwischen den Konfessionen, sondern diejenigen zwischen den Mentalitäten. Aber es fehlt

weiterhin an theologischer Reflexion, auch bei den jüngeren Priestern. Auch an den theologischen Fakultäten war das Verständnis für ökumenische Zusammenarbeit bisher schwach ausgeprägt.

HK: Welchen Stellenwert haben gegenwärtig Kontakte und Zusammenarbeit der katholischen Ortskirchen in den postkommunistischen Ländern untereinander? Kann und will man überhaupt voneinander lernen?

Halík: Die Tschechen haben heute mehr Interesse an den Verbindungen zum Westen, aber nur wenig Interesse an Kontakten zu den Ländern des ehemaligen Ostblocks. Es gibt polnische Priester, die in Tschechien im Einsatz sind – mit guten und weniger guten Erfahrungen. Reaktionen auf Veröffentlichungen von mir etwa aus Polen zeigen jedoch interessante Entwicklungsmöglichkeiten. Insgesamt scheint man in Polen auf die neue Situation weniger vorbereitet zu sein.

„Die theologische und gesellschaftliche Dimension von Versöhnung zusammensehen“

HK: Inwieweit ist die katholische Kirche in einem Land wie Tschechien eigentlich eine Kraft, deren Impulse zu mehr Versöhnung in der Gesellschaft tatsächlich etwas bewirken können?

Halík: Wenn die Kirche eine Versöhnungskraft sein will, muß sie zunächst selbst mit sich versöhnt sein. Es bestehen viele Spannungen und Polarisierungen innerhalb der Kirche, die z. Z. bewußt werden. In der Kirche Tschechiens fehlt eine Streitkultur. In Deutschland ist die Kirche mit dieser Situation besser vertraut. Spannungen, wie sie in manchen westeuropäischen Ländern heute bestehen, so dachten einige bei uns, könnten uns erspart bleiben. Viele Leute tun sich schwer mit diesen Spannungen, obwohl sie unvermeidlich sind. Gegenüber dem Kommunismus bildeten wir eine Einheit, die wir heute so nicht mehr sind. Diese Einheit war, das wissen wir aus heutiger Sicht, eine negative Einheit. Wenn aber die Kampfsituation vorüber ist, brechen Differenzierungen und Polarisierungen auf. Es ist eine große Aufgabe, angesichts dieser normalen Polarisierung versöhnende Einheit zu stiften.

HK: Lassen sich religiös geprägte Versöhnungsvorstellungen in einer säkularen Gesellschaft wie der der Tschechischen Republik überhaupt ins Gespräch bringen?

Halík: Ich glaube schon, daß dies möglich ist. Tiefenpsychologie etwa kann uns dabei helfen, die kirchlich-theologische und die politisch-gesellschaftliche Seite der Versöhnungsproblematik zusammenzusehen. Es ist eine große Aufgabe, Schattenprojektionen zurückzunehmen. Für den politischen, oder sagen wir besser: vopolitischen Raum ist es wichtig zu entscheiden, was mit diesen Schattenprojektionen, mit den Fremdbildern geschehen soll. Wenn politische Veränderungen von diesem Ausmaß vonstatten gehen, bedeutet dies für die Menschen eine erhebliche Verunsicherung. Die Selbst-

identifikation jedes einzelnen ist dadurch in Frage gestellt. Die Menschen fragen sich: Was bin ich, wenn alles sich in diesem Ausmaß ändert?

HK: Inwieweit besteht überhaupt gesellschaftlich in dieser Hinsicht eine Erwartung an die Kirchen?

Halík: Das ist schwer zu sagen. Am Anfang bestanden große Erwartungen an die christlichen Kirchen. Soziologisch war dies sehr interessant. Die Kirche war eine Minderheit, zugleich gab es aber breite Kreise von Sympathisanten mit Teilidentifikationen. Die Mehrheit dieser Sympathisanten hat man unterdessen verloren – aus verschiedenen Gründen. Die Kirche hat z. T. nach der Wende die falschen Prioritäten gesetzt. Teilweise rührt dies von einer allgemeinen Überschätzung der Möglichkeiten der Kirche her. Auch die Kritiker des Katholizismus haben dessen Möglichkeiten überschätzt. Die Frage der Restitution kirchlicher Güter wurde gelegentlich zur Projektion – dabei geht es um weit mehr als nur die kirchlichen Güter, so wie es auch beim Streit um die Abtreibungsgesetzgebung in Polen um mehr als die Entscheidung in dieser konkreten Sachfrage geht. Es steht die Frage dahinter, welche Rolle die katholische Kirche in der pluralistischen Gesellschaft spielen soll.

HK: Hat man inzwischen die Anfangsschwierigkeiten überwunden?

Halík: Inzwischen sieht es tatsächlich schon etwas differenzierter aus. Auch manche Kritiker erkennen, daß die Kirche in sich vielschichtig ist. Man kann sie nicht einseitig abstempeln. Einige überzeugende christliche Persönlichkeiten genießen Autorität in der ganzen Gesellschaft. Die Kirche als solche wird mit Distanz und Mißtrauen betrachtet. Aber in Zukunft kann sich dies verbessern. Einige positiv aufgenommene Zeichen haben hierzu beigetragen, etwa die Ernen-

nung des früheren Bürgerrechtlers *Václav Malý* zu einem der Prager Weihbischöfe.

HK: Nimmt man in Tschechien Notiz von der bevorstehenden Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz, und welche Erwartungen hat man?

Halík: Man weiß, daß die Ökumenische Versammlung stattfindet. Die ökumenische wie auch die Entwicklung in Europa werden positiv gesehen und mit Interesse verfolgt. Aber es gibt auch skeptische Töne. Einige unserer Christen haben bereits 1989 an der Europäischen Ökumenischen Versammlung in Basel teilgenommen. Damals kamen manche mit dem Eindruck zurück, die Erfahrungen der Christen in der kommunistischen Welt seien nicht wirklich ernst genommen worden. Westliche und politisch links orientierte Positionen hätten das Gespräch beherrscht.

HK: Also sollte in Graz auf jeden Fall auch die Vergangenheit der west-östlichen kirchlichen Beziehungen auf der Tagesordnung stehen?

Halík: Das wünsche ich mir jedenfalls. Die gemeinsamen Erfahrungen aus der Zeit des Kommunismus spielen in der Erinnerung eine Rolle. Mancher Vertreter westlicher Kirchen verhielt sich naiv gegenüber dem Kommunismus. Kollaborateure und Agenten wurden z. T. von ihnen positiv angenommen. Billy Graham besuchte Prag und gab anschließend eine öffentliche Erklärung ab, in der er behauptete, es gebe in der Tschechoslowakei keine Verfolgung der Christen. Zur selben Zeit fand eine starke Verfolgung statt, wegen des Samidat saßen einige im Gefängnis. Solche Vorgänge wurden als skandalös empfunden. Diese Kreise haben nie „*mea culpa*“ gesagt. Das gehört auch zur Versöhnung. Auch in dieser Hinsicht darf es in Graz unter dem Stichwort der „Versöhnung“ keine Bagatellisierung von Schuld geben.

In begrenztem Umfang ermutigen

Zur Diskussion über evangelisch-katholische Abendmahlsgemeinschaft

Die Ankündigung eines ökumenischen Kirchentags in den Jahren 2002 bis 2004 (vgl. HK, Januar 1997, 6f.) hat der Diskussion über eine gegenseitige Zulassung evangelischer und katholischer Christen zum Herrenmahl neue Nahrung gegeben. Der emeritierte Hamburger Ökumeniker Otto Hermann Pesch plädiert im folgenden Beitrag für eine behutsame Öffnung. In ausführlicher Form hat sich Pesch zum Thema geäußert in: Bernd Jochen Hilberath / Dorothea Sattler [Hg.], Vorgeschmack. Ökumenische Bemühungen um die Eucharistie, Mainz 1995, S. 539–571.

In den letzten Jahren war es um die Frage der Gemeinschaft beim Herrenmahl zwischen evangelischen und katholischen Christen, zumindest um die Möglichkeit gegenseitiger Zulassung, einigermaßen ruhig geworden. Zwar kann man keinen Vortrag über den Stand der ökumenischen Beziehungen halten, ohne daß spätestens in der zweiten Runde der nach-

folgenden Diskussion gefragt wird, wann denn die „Abendmahlsgemeinschaft“ endlich komme und warum die katholische Kirche sich so unnachgiebig weigere, einer gegenseitigen Zulassung zum Tisch des Herrn zuzustimmen. Doch in der theologischen Diskussion sind die Argumente pro und contra ausgetauscht, substantiell neue sind nicht zu erwarten.